

Die Gebrechlichkeit unseres Seins

Predigt am 20. November 2016, Kirche St. Blasius zu Ziefen Ewigkeits- und Totensonntag Pfr. Roland A. Durst

Ein wunderbares Licht und eine eigentümliche Wärme verbreiten diese Kerzenlichter hier in diesem Kirchenraum.

Eine einzige davon vermag einen ganzen Raum mit ihrem Schein zu erfüllen.

Es ist ein fragiles Licht,

schon geringste Lüftchen vermögen die Flammen zu bewegen.

Die Zartheit einer Kerzenflamme berührt und fasziniert uns immer wieder von neuem.

Vielleicht ist es deshalb, weil wir in ihr ein Symbol für unser eigenes Lebens erkennen können:

Wie die Kerze angezündet wird, so werden wir geboren – weder die Kerze noch wir verdanken das Lebendige uns selbst.

Es wurde uns geschenkt.

Wie bei der Kerze, so braucht es bei uns Nahrung für die Lebensflamme: Liebe, Geborgenheit, Freiheit und Vertrauen.

Und wie bei uns, so braucht es auch bei einer Kerze nicht sehr viel, dass die Flamme zu flackern beginnt.

Unsere Lebensflamme wird von allerlei Einflüssen von aussen und von innen bedrängt.

Ungerechtigkeiten bringen sie genauso zum Flackern wie Schmerzen, Ängste oder der Mangel an Anerkennung und Liebe.

So wie die Flamme der Kerze des Wachses, eines Dochts und des Feuers bedarf, so bedürfen wir Menschen grundlegender Dinge, damit unser Leben zu gelingen vermag:

Ein aus tiefstem Herzen kommendes Ja – am besten schon vor der Geburt;

Liebevolle, tragfähige und auf geschenktem Vertrauen basierende Beziehungen;

Grenzenlose Freiheit in Gedanken und Fantasien, genährt aus Fürsorge, einem gedeckten Tisch und einem Dach über dem Kopf.

Solche Bedürfnisse und Bedürftigkeiten sind allen Menschen gemeinsam, egal, wo der oder die Einzelne von uns hinein geboren worden ist.

Als Mensch geboren zu werden bedeutet ganz grundlegend, stets darum bemüht zu sein, ein solcher zu werden.

Und just in diesem Mühen darum, ein Mensch und Mitmensch zu werden, liegt denn auch die Herausforderung des uns geschenkten Lebens:

So sehr wir uns auch mühen, wir werden immer wieder scheitern.

Scheitern daran, dass die eigenen Ansprüche schlicht zu hoch, zu extrem sind – sowohl an uns selbst als auch an die anderen;

Scheitern daran, dass wir just jene Menschen nicht verletzen wollen, die uns am nächsten stehen; Scheitern auch daran, dass wir eigentlich nur lieben wollen – unsere Nächsten wie auch uns selbst.

1 Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. 2 Und die heilige Stadt, ein neues Jerusalem, sah ich vom Himmel herabkommen von Gott her, bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. 3 Und ich hörte eine laute Stimme vom Thron her

rufen: Siehe, die Wohnung Gottes bei den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, und Gott selbst wird mit ihnen sein, ihr Gott. 4 Und abwischen wird er jede Träne von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, und kein Leid, kein Geschrei und keine Mühsal wird mehr sein; denn was zuerst war, ist vergangen. 5 Und der auf dem Thron sass, sprach: Siehe, ich mache alles neu! Und er sagt: Schreib, denn diese Worte sind zuverlässig und wahr. 6 Und er sagte zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich werde dem Dürstenden von der Quelle des Lebenswassers zu trinken geben, umsonst. (Offb21, 1-6)

Amen.

Von einem neuen Himmel und einer neuen Erde wird am Anfang dieses Ausschnitts aus der Offenbarung geschrieben.

Es scheint sehr offensichtlich, dass sich das Neue von Himmel und Erde auf einen Ort nach Vollendung der Zeit bezieht.

Der neue Himmel und die neue Erde sind Elemente jener Schöpfung, die unser menschliches Vorstellungsvermögen bei Weitem übersteigt.

Solche Un-Orte nennen wir Utopien.

Und zu solchen Utopien lässt sich nichts Zweifelfreies schreiben oder sagen.

Ich kann mir nicht einmal vorstellen, was es heisst, wenn die Zeit vollendet sein wird.

Ich kann mir schlicht nicht vorstellen, wie es sein wird, wenn die letzte Sekunde ihre notwendige Dauer erfüllt haben wird und es keine weitere davon mehr braucht.

Und dort, an diesem utopischen Ort befinden sich all jene Menschen, die verstorben sind und die wir schmerzlich und traurig vermissen – vielleicht sogar alles, was einst lebte, also auch Hunde oder Katzen.

Ich vertraue darauf und glaube daran, dass ich dereinst all jene Menschen wiedersehen werde, denen ich in meinem Leben begegnet bin – und gerne auch den Tieren.

Dabei spielen aber hiesige Bedingungen keine Rolle mehr.

Es ist eben ein neuer Himmel und eine

n e u e Erde und das Wasser der Meere ist ebenfalls n e u.

Und was fange ich mit der Vorstellung einer solchen Neuschaffung hier auf der alten Erde unter dem alten Himmel und mit den alten Wassern in Flüssen und Meeren an?

Zwei Dinge sind's, die ich aus dieser Vorstellung nähre:

Hoffnung und Gelassenheit.

Wenn dereinst, an diesem utopischen, unvorstellbaren Ort alles Neu werden soll, dann muss es dieses Neue bereits geben. Auch wenn dieser neue Himmel und diese neue Erde unvorstellbar sind, so denke ich sie mir als etwas Geschaffenes. Und als solches sind sie Teil des unvorstellbaren Gigantischen, das wir theologisch 'Schöpfung' nennen.

Wenn wir Menschen Teil dieser Schöpfung sind, dann ist es uns auch möglich, uns von diesem Geschaffenen berühren zu lassen. Die Hoffnung ist für mich ein solcher Berührungsort:

Indem ich es für möglich halte, mich immer wieder neu von der Liebe und vom Leben berühren zu lassen, nähre ich mein Vertrauen sowohl in die Liebe als auch in das Leben.

Meine einzige Aufgabe ist es, für liebevolle und lebendige Momente empfänglich zu bleiben – auch und besonders wenn die Trauer und der Schmerz an mir nagen.

Der Tod eines geliebten Menschen lässt die ganze Welt in einem neuen Licht erscheinen; nichts ist mehr so, wie es vor dem traurigen, schmerzhaften Ereignis einmal war.

Wenn die Neuschaffung von Himmel und Erde dereinst werden soll, dann geht nichts und niemand verloren. Das Alte und das Neue werden zusammen das Ganze.

Das gigantische, unvorstellbare Ganze.

Daraus erwächst mir Trost und Geborgenheit, wenngleich die Dimensionen unvorstellbar sind. Aus dieser Geborgenheit und diesem Trost heraus nähre ich meine Gelassenheit:

Als von diesem Göttlichen und von vielen Menschen geliebter Mensch, bin ich Teil der unvergänglichen Liebe. Und durch diese Liebe bleibe ich auch mit all jenen verbunden, die mir traurigerweise bereits voraus gegangen sind. Ich trage sie sicher und geborgen in meinem Herzen. Obschon ich sie gehen lassen musste, fühle ich mich noch immer mit ihnen verbunden.

Die Ambivalenz einer solchen Gelassenheit steht sinnbildlich für die Uneindeutigkeit unseres ganzen Daseins:

Ein jedes Leben ist ein unvollkommenes Sein, weil es dem Lauf allen Lebens unterworfen ist: es wird und vergeht.

Das ist die Sicht von uns unvollkommenen, leidenden, liebenden, zweifelnden und glaubenden Menschen.

Doch mit unserem Herzen können wir über diese engen Bande des irdischen Lebens hinaus in eine andere Welt lauschen.

11 Du bist mein geliebte[s Kind], an dir habe ich Wohlgefallen. (Mk1, 11b)

Wir sind und bleiben Kinder der Liebe – daran vermag auch der Tod nichts zu ändern. Weder derjenige eines geliebten Menschen noch der eigene. Gott sei Dank dafür.

Amen.

